Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 107. Bromberg, den 9. Juli 1925.

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von **Rudolf Paul.**

(10. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

18. Kapitel.

Resignation.

Der Mordplan, dem Riehl knapp entgangen war, hatte ihn vollends überzeugt, daß die Aussichten, Pjotr Petrowitsch Schulgin unter den Warschauer Kommunisten aufzuspüren, fast null geworden waren. Zuerst erfüllte ihn diese Erkenntnis fast mit Verzweiflung. Er grübelte über die seltsamsten Wege nach, wie er den Gesuchten doch noch ausfindig machen könnte, und einige der Ideen, die ihm dabei kamen, führte er auch aus. So veröffentlichte er im „Warschauer Kurier“ Inserate, daß Platin und Radium gegen hohe Bezahlung gesucht würden. Radium bot ihm niemand an. Einige Händler und Kommissionäre, die Platin zu verkaufen hatten, versetzte er in nicht geringen Ärger dadurch, daß er nach genauer Besichtigung des angebotenen Metalls vom Kauf Abstand nahm, denn in keinem Fall deutete etwas auf die geheimnisvolle Platinkugel hin.

In einer Art von Galgenhumor suchte er schließlich einen Telepathen auf, der seine Künste in den Zeitungen anpries. Der Telepath, der durch Bläße, schäbige Eleganz und lange Haare seine übernatürlichen Fähigkeiten betonte, ließ sich seine Wünsche auseinandersetzen und versank alsbald in einen medialen Zustand. Zu diesem Zweck stieß er einige Sätze hervor: „Ich sehe den Mann, den Sie suchen........ er ist noch hier...... eben geht er über den Schloßplatz..... jetzt tritt er in ein Haus...... es ist Nummer 12.....“ Riehl suchte das Haus auf, obwohl er wenig Vertrauen zu dem Wundermann hatte. Es war ein Durchgangshaus, und Riehl hatte den starken Verdacht, daß der Telepath öfters Leute in dieses Haus gehen ließ. Zuletzt wandte sich Riehl sogar an das amtliche Adreßbüro und fragte nach der Adresse eines gewissen Pjotr Petrowitsch Schulgin. „In Warschau nicht gemeldet,“ lautete die Antwort.

Allmählich trat an Stelle der Verzweiflung bei Riehl eine gewisse Resignation. Um diese Zeit erhielt er auch die ersten Nachrichten vom Kriminalkommissar Gebhardt über dessen Erlebnisse in der Wolterschen Wohnung und die inzwischen von ihm eingeleiteten Nachforschungen. Riehl glaubte zwar nicht, was in Gebhardts Brief zwischen den Zeilen stand, daß nämlich seine eigene Spur ein Irrweg sei. Aber er tröstete sich doch damit, daß wieder Material sich anhäufte, das Lucie nun entlasten konnte.

Trotzdem wurde ihm die so hoffnungsfroh begonnene Zeit seines Aufenthalts in Warschau lang. Er war jetzt über sechs Wochen da, die Fabrikation der Fabrik war umgestellt, und wiederholt war ihm der Gedanke gekommen, seine Leipziger Firma um seine Abberufung zu bitten. Mit Knauth, zu dem er bereits in fast freundschaftlichen Beziehungen stand, sprach er sich einmal über seine Erlebnisse aus und schloß damit, daß es wohl das Beste sei, wenn er seinen Aufenthalt in Warschau abkürze. Knauth dachte eine Weile nach und meinte dann in seiner bedächtigen Weise:

„Mir tut es leid, wenn Sie bald reisen, aber vielleicht ist es am besten, und Sie können froh sein, wenn Sie mit einem blauen Auge davon gekommen sind.“

Es gab freilich in Polen auch nichts mehr für Riehl zu tun. Er überzeugte sich, daß die Fabrikation in Praga in Ordnung war, feierte noch einen herzlichen Abschiedsabend mit Knauth und schrieb der schönen Esther einen warmen Abschiedsbrief. Nach einem Aufenthalt von knapp zwei Monaten bestieg er den Schnellzug nach Berlin.

Viel hatte er in diesen zwei Monaten erlebt, und doch die Hauptsache nicht erreicht. Er war der Spur des Mörders wohl nahe gewesen, hatte sie aber nicht entdeckt. Das bedrückte ihn mehr und mehr, je näher er der Heimat kam, und aufrichtig wünschte er, Gebhardt, von dem er neue Nachrichten in Warschau vorgefunden hatte, möchte auf dem richtigen Weg sein. Denn Lucie hatte ihm deutlich erneut zu verstehen gegeben, daß sie sich nicht für berechtigt halte, eine neue Ehe einzugehen, solange sie nicht vollkommen vor der Welt gerechtfertigt sei.

Am Morgen erreichte er die Grenze. Die Grenzrevision war neuerdings sehr gründlich, übrigens auf der deutschen Seite nicht weniger. Als er aber endlich nach Absolvierung der vorsintflutlichen Grenzklauseln, die nach dem Krieg üblich geworden sind, sich erleichtert auf seinen Sitz niederließ, stieg hastig ein Fremder ein, den er früher nicht bemerkt hatte, sah sich rasch um, legte den Finger auf den Mund, schob ihm ein Päckchen in die Hand und verschwand wieder.

Nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, ging er in den Gang des D-Zugwagens hinaus und betrachtete das Päckchen. Es war an ihn adressiert. Er öffnete die Verpackung, und fand darunter eine zweite, versiegelte, mit der Aufschrift: „Nur in Gegenwart des Polizeikommissars Gebhardt in Leipzig zu öffnen.“

Vergebens grübelte Riehl über diesen seltsamen Vorfall nach. Gab ihm hier eine unbekannte Macht in zwölfter Stunde die Lösung des Rätsels, der er solange nachjagte? Jedenfalls beschloß er, die Weisung zu befolgen und Gebhardt in Leipzig so bald als möglich aufzusuchen.

20. Kapitel.

Das Radium des Pharao Tutenchamun.

Schon zwei Tage darauf saß Riehl im Arbeitszimmer des Kriminalkommissars Gebhardt in Leipzig. Dr. Hildebrandt, den Gebhardt in der ganzen Mordaffäre auf dem Laufenden gehalten hatte, war auch zugezogen worden, und die Situation glich äußerlich ganz der Sitzung vor einem Vierteljahr, die die Männer zum ersten Male in diesem Raum zusammengeführt hatte.

Nachdem die Begrüßungen und die ersten Fragen über Befinden und persönliche Umstände gewechselt worden waren, forderte Gebhardt den jungen Riehl auf, im Zusammenhang zu berichten; nicht ganz ohne Berechnung ließ er ihm den Vortritt, denn er hoffte, wenn er auch inzwischen auf seiner Spur zum Ziel gelangt war, doch zeigen zu können, daß er Riehl erheblich überholt hatte, was positive Ergebnisse anbetraf.

Riehl erzählte wohl anderthalb Stunden lang, was wir aus den letzten Kapiteln wissen. Die beiden anderen lauschten gespannt. Auch Gebhardt kannte bisher aus Briefen Riehls nur die Hauptereignisse, nicht die Einzelheiten, noch die Zusammenhänge. Aber auch er wußte nichts von dem seltsamen Abschluß der Reise Riehls, dem geheimnisvollen Päckchen, das Riehl nun hervorzog und auf den Tisch legte.

„Die Siegel sind unverletzt“, sagte Riehl, und wies Gebhardt die betreffenden Stellen vor. Dann löste er die Hülle und nahm den Deckel ab. In dem Kästchen lagen zwei in Seidenpapier gewickelte Gegenstände. Es waren die beiden Hälften einer Platinkugel.

„Sauber mit Sauerstoffapparat durchschnitten," sagte Dr. Hildebrandt, indem er die beiden Halbkugeln betrachtete, „und unbedingt der Woltersschen Kugel zum Verwechseln ähnlich, oder sie selbst."

Am Boden des Kästchens lagen aber außerdem noch mehrere zusammengefaltete, dicht beschriebene Bogen. Riehl nahm sie heraus, es war russisch. Er entfaltete sie, und begann zu lesen. Kaum hatte er die erste halbe Seite überflogen, als er in heller Aufregung rief: „Hören Sie zu, ich werde Ihnen übersetzen."

Und die Zuhörer vernahmen Folgendes:

„Sehr geehrter Herr Riehl!"

Ich hoffe, Sie haben meine Weisung befolgt, das Päckchen, das Ihnen in meinem Auftrag an der deutschen Grenze ausgehändigt wurde, erst in Gegenwart des Herrn Polizeikommissars Gebhardt zu öffnen. Denn ich will, daß der Inhalt dieses meines Schreibens unmittelbar und mit den Kennzeichen unzweifelhafter Echtheit zur Kenntnis der Polizei gelangt, damit Klarheit über das Ende des Dr. Wolters geschaffen und jeder Verdacht von Unschuldigen genommen wird.

Ich, Pjotr Petrowitsch Schulgin, der Ihnen in Warschau unter dem Namen Botkin begegnete, habe, am 12. Februar dieses Jahres, kurz vor ½12 Uhr nachts, den Tod des Privatdozenten Dr. Wolters in seiner Wohnung verursacht.

Die Sache kam so:

Ich habe in Leipzig mein durch den Krieg unterbrochenes Studium der Medizin fortgesetzt, um in der Lage zu sein, meiner unglücklichen Heimat als Arzt zu helfen. Ich bin schon vor dem Krieg ein Parteigänger des Bolschewismus gewesen, und mein Studium wurde auch aus Staatsmitteln unterstützt. Außer mit Medizin befaßte ich mich nebenbei mit Archäologie, nicht als Kunstliebhaber, sondern weil mich die sozialen Systeme des Altertums interessierten, die manche wertvolle Schlüsse auf die Gegenwart zulassen. Aus diesem Grund besuchte ich unter anderem die Vorlesungen des Herrn Dr. Wolters. Ich bemühte mich sogar, in persönliche Berührung mit ihm zu kommen, um meine Spezialfragen mit ihm zu diskutieren. Aber dies gelang mir bei seiner großen Reserviertheit nur unvollkommen.

Ich war auch unter den Zuhörern des Vortrages des Herrn Dr. Wolters wenige Tage vor seinem Tode im Auditorium Maximum der Universität in Leipzig. Seine Entdeckung, daß die Platinkugel aus der Grabkammer jenes Arztes des Pharao Tutenchamun eine radiumähnliche Substanz enthalten müsse, versetzte mich geradezu in Erregung. Denn immer habe ich es als einen Mangel empfunden, daß es weiten Gebieten des riesigen russischen Reiches an modernen Heilmittel fast vollkommen fehlt. Und hier war eines der kostbarsten Heilmittel vorhanden, seit Jahrtausenden ungenutzt!

Binnen 24 Stunden stand mein Plan fest. Das Radium des Pharao Tutenchamun sollte nicht in einem Museum verstauben — denn diese Gefahr hielt ich für sehr naheliegend —, es sollte vielmehr seinem wahren Zweck dienen, und ich wollte es zu diesem Zweck an mich bringen.

Bald hatte ich einen Plan gefaßt, wie dies zu bewerkstelligen wäre.

Ich wußte, daß Dr. Wolters die Kugel mit den anderen dazugehörigen Funden in seiner Wohnung stehen hatte. Ich wollte die Kugel dort stehlen, und zwar, um die Entdeckung des Diebstahls zu erschweren, indem ich sie gegen eine im Aussehen ähnliche Kugel vertauschte. Eine solche Kugel herzustellen war nicht schwer. Platin besaß ich, da man mir solches für verschiedene Zwecke von Rußland aus mitgegeben hatte, und eine Kugel daraus herzustellen war für einen alten Praktiker in der Fabrikation von Bomben auch kein unlösbares Problem. Kurz, am Abend des übernächsten Tages nach dem Vortrag des Herrn Dr. Wolters hatte ich die zum Vertauschen bestimmte Kugel bereits in der Tasche.

Es war mir bereits am Nachmittag dieses Tages auch gelungen, in Begleitung des Herrn Dr. Wolters, den ich nach seinem Kolleg in der Universität aufgesucht hatte, dessen Wohnung zu betreten. Ich bewog ihn auch durch einige fachwissenschaftliche Fragen, mir eine der Tonfiguren nochmal zu zeigen, wobei ich mir genau einprägte, an welcher Stelle und in welchem Zimmer der Kasten mit diesen Materialien stand. Aber die Kugel zum Vertauschen hatte ich noch nicht fertig, und in den beiden folgenden Tagen auf die gleiche Weise in die Wohnung des Herrn Dr. Wolters zu gelangen, erwies sich als unmöglich, da Herr Dr. Wolters mehr noch als sonst abweisend und unzugänglich war.

Ich wußte aber, daß nicht allzuviel Zeit verloren werden durfte, denn Herr Dr. Wolters erwartete ja täglich die Genehmigung zum Öffnen der Kugel. Befand sich die Kugel erst einmal nicht mehr in der Woltersschen Wohnung, so konnte ich meinen bisherigen Plan nicht mehr durchführen. Es machte mich daher etwas nervös, als ich wegen der Menschenscheu des Herrn Dr. Wolters nicht vorwärts kam.

Unter diesen Umständen begann ich zu erwägen, nächtlicher Weile in die Wohnung des Herrn Dr. Wolters einzudringen. Ein Zufall brachte diesen Gedanken plötzlich zur Reife: Ich sah nämlich am Abend des 12. Februar etwa um 11 Uhr, daß die mir vom Sehen flüchtig bekannte Haushälterin des Herrn Dr. Wolters am Bahnhofplatz einer Straßenbahn entstieg und sich mit einer Handtasche eilig in die Bahnhofshalle begab. Ich folgte ihr, bis ich gesehen hatte, daß sie eine Fahrkarte löste und sich auf den Bahnsteig begab. Dann fuhr ich mit der Straßenbahn nach Gohlis, in der Absicht, wenn die Umstände es irgend gestatten würden, die Abwesenheit der Haushälterin dazu zu benutzen, mit vermindertem Risiko einen Einbruch in die Woltersche Wohnung zu unternehmen.

Als ich mich der Woltersschen Wohnung näherte, sah ich Licht in seinem Schlafzimmer. Das schien mir günstig, denn ich nahm an, daß er im Begriff sei, zu Bett zu gehen. Mit den Lokalitäten war ich vertraut, und schnell entwarf ich folgenden Plan: Ich wollte durch den Küchenbalkon in die Wohnung eindringen, von dort mich in das der Küche gegenüberliegende Kabinett begeben, rasch den Umtausch der Kugeln vornehmen und durch das Fenster des Kabinetts die Wohnung wieder verlassen. Gelang es mir, die Küchentür wieder zu verschließen und das Fenster hinter mir zuzuziehen, so konnte ich, da die Vertauschung doch wohl erst nach Tagen entdeckt werden würde, damit rechnen, vor Entdeckung fast sicher zu sein.

Der erste Teil meines Planes glückte auch. Die Tür zum Küchenbalkon ließ sich mit einem anderen Schlüssel öffnen und wieder verschließen. In der Wohnung war, als ich vorsichtig die Tür von der Küche auf den Korridor öffnete, kein Laut zu vernehmen. Als ich aber das Kabinett betreten hatte, sah ich mit Erschrecken an einem durch das Schlüsselloch hereinfallenden Lichtstreif, daß das Nebenzimmer erleuchtet war, und bald hörte ich auch das Auf- und Zuschieben von Schubfächern. Herr Dr. Wolters war also noch nicht zu Bett gegangen, wie ich gehofft hatte, sondern hatte sich wieder in sein Arbeitszimmer begeben.

Aber gleichviel — ich konnte nicht mehr zurück. Es gelang mir auch, lautlos den Kasten mit den ägyptischen Fundstücken zu öffnen und die Kugeln zu vertauschen. Aber beim Schließen klappte der Deckel. Ich stand atemlos lauschend und hörte, wie Dr. Wolters nebenan den Schreibtischstuhl hastig zurückstieß, aufstand und zur Tür des Kabinetts eilte. Er trat in die Tür, einen Browning in der Hand, und fragte erregt: „Ist jemand hier?"

Ich saß in der Falle. Blitzschnell überlegte ich, daß ein Skandal für mich das Gefährlichste wäre, daß ich aber, wenn auch mit einer persönlichen Kompromittierung, meinen Raub in Sicherheit bringen könnte, sofern ich nur glücklich aus der Wohnung herauskäme. Ich entschloß mich daher, irgendwie mit Dr. Wolters zu verhandeln, und erwiderte auf seinen Anruf: „Ja, ein Bekannter, erschrecken Sie nicht."

„Kommen Sie herein," befahl Dr. Wolters.

Er ging rückwärts mit schußbereitem Revolver bis zu seinem Schreibtisch zurück, und ich folgte ihm. Ich versuchte unbefangen zu lächeln, während Herr Dr. Wolters unverkennbar erstaunte, als er mich erkannte.

„Mein nächtliches Eindringen ist gewiß seltsam und unpassend," begann ich, „aber ich interessiere mich so für eine Rarität, die Sie besitzen...."

Hier unterbrach mich Wolters, der ohnedies erregt schien, mit wütender Heftigkeit: „Sie werden das Buch nicht nehmen," schrie er mich an — bestimmt sagte er „das Buch" — und erhob dabei erneut den Revolver. Ich griff nach seiner Hand, lenkte den Lauf ab, und der Schuß ging los. Dr. Wolters stürzte vornüber, und ich hatte genug Menschen sterben sehen, um zu erkennen, daß er tödlich getroffen war. Der Browning, um den wir gerungen hatten, fiel zu Boden.

Zu Überlegung war keine Zeit. Ich drehte das Gaslicht ab, horchte einen Augenblick. Dann eilte ich ins Kabinett zurück, riß das Fenster auf, sprang hinaus und lief ein paar Straßen weiter. Niemand verfolgte mich. Ich gelangte unangefochten nach Hause.

Noch in der Nacht packte ich meine Sachen, und am frühen Morgen reiste ich ab. Ich hatte ohnedies im Auftrag der kommunistischen Partei je einige Wochen in Warschau und Ostgalizien zu tun, so daß ich Leipzig auf jeden Fall spätestens im März verlassen hätte. Einzelheiten sind hier überflüssig. Manches wissen Sie ja auch.

Von Warschau aus ließ ich mir durch Genossen aus Leipzig über den Fall Wolters berichten. Ich erfuhr, daß mehrere Personen in Verdacht ständen, auch Verhaftungen erfolgt seien. Um so überraschter war ich, als ich von Esther Perelmann hörte, daß Sie mir auf der Spur seien.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Die schöne Esther hat Sie nicht verraten, dazu war sie ein zu anständiger Mensch, und außerdem liebte sie Sie wirklich. Aber als

Genossin hielt sie es für ihre Pflicht, mich zu warnen. Dagegen hatten Sie selbst den Verdacht der kommunistischen Abwehrorganisationen in Warschau erweckt. Man hielt Sie für einen Spitzel, und beschloß, Sie aus dem Weg zu räumen. Ich wußte, daß diese Vermutung falsch war, und warnte Sie daher.

Die echte Platinkugel habe ich bald nach meiner Ankunft in Warschau geöffnet. Sie enthielt in der Tat eine zusammengeschraubte Kapsel, die aus einer Bleilegierung bestand, und in dieser Kapsel einige Körnchen Radiumchlorid. Das Radiumpräparat ist nicht sehr rein, auch durch die Jahrtausende verändert, aber noch voll brauchbar. Heute ist es längst in Rußland. Die beiden Hälften der Platinkugel, die zugleich Beweisstücke für die Echtheit dieses Schreibens sein sollen, liegen bei. Die falsche Platinkugel stelle ich der Polizei zu dem Zweck zur Verfügung, unschuldig der Ermordung des Herrn Dr. Wolters Verdächtigte zu entschädigen.

Wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich vermutlich schon in Sibirien. Hier, wo ich als Verbannter jahrelang gelebt habe, will ich als Arzt wirken, und das Radium des Pharao Tutenchamun soll mir dabei helfen. Ich habe, ehrlich gesagt, genug von Gewalttat und Zerstörung, Bakunins Wort: Die Lust der Zerstörung ist eine schaffende Lust, hat sich an mir nicht bestätigt. Mich drängt es, zu schaffen, aufzubauen, und damit zugleich das um das Radium des Pharao Tutenchamun geflossene Blut zu sühnen.

Pjotr Petrowitsch Schulgin."

„Damit dürfte Fräulein Linder gänzlich rehabilitiert sein," fügte Riehl triumphierend zu. Dann schwiegen die drei Männer eine Weile, mit ihren Gedanken beschäftigt.

Gebhardt äußerte sich zuerst, und die Form, in der er es tat, legte Zeugnis ab von der Geradheit und Vornehmheit seines Charakters.

„Ehe Sie, Herr Riehl," sagte er, „heute Ihren Bericht begannen, war ich sicher, Sie überzeugen zu können, daß Sie auf falscher Fährte seien. Aber das Dokument Schulgins, das ich für echt und sachlich zutreffend halte, hat das Gegenteil bewiesen. Sie haben Ihren Mann zwar nicht gefaßt, aber Sie haben durch Ihren Scharfsinn und Ihre Zähigkeit ihm diese Aufklärung abgezwungen, und damit erreicht, was Sie wollten. Ich gratuliere Ihnen dazu," und damit schüttelte er Riehl herzlich die Hand.

„Schulgin selbst dürfte wohl dem Arm der deutschen Justiz unerreichbar bleiben," fuhr er dann fort. „Aber da der Tod des Dr. Wolters zugleich eine Art Sühne für sein eigenes Doppelspiel vorstellt, und da, juristisch gesprochen, hier nicht einmal Totschlag, sondern höchstens fahrlässige Körperverletzung mit tödlichem Ausgang vorliegt, kann man sich damit abfinden."

„Und nun, meine Herren", sprach Gebhardt weiter, „habe auch ich Ihnen zu berichten. Und die Spur, die ich verfolge, kreuzt sich mit der Schulgins, denn hierbei handelt es sich um das Buch, das Dr. Wolters noch in seinen letzten Worten erwähnt. „Und Gebhardt erzählte von Leuthold-Lüdicke, Mehmet Bej und dem seltenen Koranexemplar.

Lüdicke war zwar nicht gefaßt, aber man war ihm auf der Spur. Er hatte tatsächlich wieder in einem thüringischen Badeort eine Stelle als Hoteldiener angenommen, war aber bei Nacht und Nebel geflüchtet, als der zweite Steckbrief mit seinem wahren Namen herauskam. Nun war er aber ein ziemlicher Don Juan und hatte dort mit einem hübschen Küchenmädchen angebandelt. Er schrieb ihr noch nach seiner Flucht und ermöglichte so seine Verfolgung. Man wußte bereits, daß er unter falschem Namen sich in einer Sommerfrische im Harz aufhielt, seine Festnahme war nur eine Frage von Tagen.

Mehmet Bej endlich hatte der Firma Oehler in Leipzig telegraphisch mitgeteilt, daß er verhindert sei, nach Brüssel zu kommen. Er werde aber den Rückweg nach der Türkei über Leipzig nehmen und persönlich wegen des Koranexemplars vorsprechen. Zugleich überwies er eine Summe von 50 englischen Pfund, um sich das Vorkaufsrecht zu sichern.

„Der Verlauf der verhängnisvollen Nacht vom 12. zum 13. Februar", schloß Gebhardt, „ist jetzt aufgeklärt. Um dreiviertel 11 Uhr verließ Fräulein Linder das Haus. Zwischen 11 Uhr und ½12 Uhr dringt Schulgin durch den Küchenausgang ein, und etwa gleichzeitig begibt sich Wolters aus seinem Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer. Zwischen ein Viertel 12 und ½12 Uhr fällt der tödliche Schuß. Schulgin entkommt. Um drei Viertel 12 Uhr endlich steigt Obermeyer durch das offene Fenster ein und entwendet die vertauschte Platinkugel. In dieser Nacht scheint jener Koran nur in der Besorgnis des Dr. Wolters eine Rolle gespielt zu haben. Aber es ist auch hier etwas dahinter, und ich denke, in einigen Tagen werden wir Klarheit besitzen."

Inzwischen war es spät und dunkel geworden. Die drei Männer begaben sich in eine nette Weinstube, um das Wiedersehen zu feiern und sich auszusprechen. Aber vorher gab Riehl noch ein langes Telegramm nach Ziegenhals auf, wo sich Fräulein Linder bei ihrer Mutter aufhielt. In nur ihr verständlicher Darstellung teilte er ihr mit, welche glückliche Wendung die Dinge für sie beide genommen hätten und kündigte sein Kommen für den nächsten Sonntag an.

(Schluß folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(30. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Drei Wochen hindurch trug er sein Elend wie ein tapferer Held, dann war er plötzlich verschwunden. Achtundvierzig Stunden lang ließ die Witwe in Herzensangst überall nach ihm suchen. Jedermann nahm innigsten Anteil; man suchte hier und dort, in Höhen und Tiefen, man durchforschte den Strom nach seiner Leiche. Frühe am dritten Morgen schlich sich Tom Sawyer in aller Stille zu einem Haufen alter, leerer Fässer, die hinter dem jetzt unbenutzten, halb verfallenen Schlachthause lagen. In einem derselben entdeckte er richtig den Flüchtling. Huck hatte die Nacht dort zugebracht, hatte eben sein Frühstück, aus allerlei zusammengekripsten Kleinigkeiten bestehend, verzehrt und lag nun da und rauchte in glücklicher Behaglichkeit eine Pfeife. Er war ungewaschen, ungekämmt und in dieselben alten, malerisch an ihm hängenden Lumpen gehüllt, wie in jenen Tagen, da er noch frei und glücklich war. Sobald Tom ihn aufgestöbert hatte, warf er ihm vor, in welche Angst er alle Leute versetzt habe, und forderte ihn auf, nach Hause zurückzukommen. Hucks Antlitz verlor urplötzlich den Ausdruck wohligen Behagens und legte sich in melancholische Falten. Ängstlich bat er:

„Sprich mir davon nicht, Tom, hab's ja probiert, aber 's tut kein gut, Tom, 's tut kein gut. 's taugt nichts für mich, ich bin an so 'was nicht gewöhnt. Die Witwe selber ist gut und freundlich, aber dies Leben halt' der Kuckuck aus. Soll ich da jeden Morgen zur selben Zeit 'raus aus dem Nest, dann waschen und scheuern sie mich, daß die Fetzen fliegen, und kämmen mich zu Schanden. Im Holzschuppen darf ich nicht schlafen, muß die verflixten Kleider tragen, in denen ich immer nach Luft schnappen muß, Tom, 's ist als ginge gar keine Luft durch, und dabei sind sie so verteufelt fein und vornehm, daß ich da drin nicht sitzen, nicht liegen, viel weniger mich wälzen kann. Weiß nicht, wie lang' ich auf keiner Kellertür mehr hinuntergerutscht bin, aber 's kommt mir wie viele Jahre vor. Ich muß in die Kirche gehen und dort steif und gerade sitzen, — und erst die langweiligen Predigten! Nicht einmal eine Fliege darf man drin fangen, und den ganzen Sonntag muß man die Schuhe anhaben. — Herr Gott! Wenn die Witwe ißt, dann bimmelt eine Glocke, geht sie schlafen, bimmelt's wieder, und ebenso, wenn sie aufsteht — 's geht alles so gräßlich nach der Schnur, das halt der Kuckuck aus!"

„Huck, so macht's aber doch jeder anständige Mensch!"

„Ist mir ganz egal, Tom, ich bin kein anständiger Mensch und ich halt's nicht aus. 's gräßlich, wenn man so festgenagelt ist. 's Futter wächst einem auch nur so in den Mund, — 's macht einem gar keine Freude so. Soll fragen, wenn ich fischen gehen will, fragen, wenn ich baden möcht' — hol's der Henker, wenn man um jeden Dreck fragen soll. Und sprechen hab' ich müssen wie 'n feiner Herr, bin beinah dran erstickt. Ei, wenn ich nicht jeden Tag 'nauf auf den Boden wär' und hätt' meinem Herzen dort Luft gemacht, so wie *ich's* versteh', mit 'n paar herzhaften Redensarten, nur um 'mal wieder den Geschmack davon in den Mund zu kriegen, ich wär' gestorben, Tom, rein gestorben. Rauchen wollten sie mich auch nicht lassen, nicht 'mal ordentlich brüllen, nicht gähnen, nicht räkeln, nicht am Kopf kratzen, wenn jemand dabei war. Und" — fuhr er mit einem verdoppelten Ausbruch des Widerwillens und der Gereiztheit fort — „den ganzen Tag hat sie gebetet. So 'ne Frau ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Ich *mußt'* mich drücken, Tom, es war nicht zum Aushalten. Dann wär auch bald die Schule angegangen und ich hätte hingemußt, was mir das Leben vollends entleidet hätte. Weißt was, Tom, 's Reichsein ist nicht halb so viel wert, als man meint. Man hat eine Plage und Schinderei davon, daß man lieber tot sein möchte. In diesen Kleidern hier und in dieser Sonne aber ist's mir wohl und ich will mich begraben lassen, wenn ich da je wieder 'rauskrieche. Tom, ich wär' nie in diese unselige Lage hineingeraten, wenn das verflixte Geld nicht gewesen wär'! Weißt was? Geh hin und nimm du auch

meinen Teil und schenk' mir hie und da 'mal zehn Cents, aber nicht oft, denn mir liegt blutwenig an dem Geld, so schwer es auch zu kriegen war, und dann — geh' hin und bitt' mich von der Witwe los, Tom, tu's doch, hörst du?"

„O, Huck, das kann ich ja nicht, dein Geld nehmen; das wär' gar nicht recht, und paß' auf, wenn du's erst 'mal länger probierst bei der Witwe, wird's dir schon behagen."

„Behagen? Ja, so ungefähr wie einem ein heißer Ofen behagt, wenn man drauf sitzen soll. Nee, Tom, ich will nicht reich sein und ich will nicht in den verfluchten stickigen Häusern leben. Ich brauch' den Wald und den Fluß und 'n leeres Faß und dabei will ich bleiben. Hol' der Henker alles! Grad wie wir Flinten und 'ne Höhle hatten und alles schön fertig war, um Räuber zu werden, da — da muß die verflixte, dumme Schatzgeschichte kommen und alles verderben!"

Tom ersah seine Gelegenheit:

„Paß' 'mal auf, Huck, das Reichsein hält uns noch lange nicht ab, Räuber zu werden."

„Herrgott! Ist das wirklich dein voller Ernst, Tom?"

„So gewiß als ich hier sitze. Aber Huck, du kannst nicht in die Bande aufgenommen werden, wenn du kein anständiger Mensch bist, siehst du."

Hucks aufwallende Freude bekam einen Dämpfer.

„Kann nicht aufgenommen werden, Tom? War ich denn nicht auch Seeräuber?"

„Ja, aber das ist ganz 'was andres. Ein Räuber ist für gewöhnlich viel vornehmer als so'n Pirat. In manchen Ländern sind sie vom höchsten Adel — Herzöge oder so."

„Tom, du bist doch immer gut mit mir gewesen! Wirst mich doch nicht ausschließen, Tom? Wirst mir doch so 'was nicht antun, oder?"

„Huck, ich tät's ja nicht und ich tu's auch nicht gern, aber was würden die Leute sagen? Ei, die werden die Nase rümpfen und „Pf!" — würden sie sagen, — Tom Sawyers Bande! Schöne Kerle da drin! Und damit wärst du gemeint, Huck. Das wär' dir doch nicht recht und mir auch nicht."

Für eine Weile war Huck still, sichtlich kämpfte er innerlich einen schweren Kampf. Schließlich sagte er:

„Na, für 'nen Monat oder so könnt' ich ja am Ende zur Witwe zurückgehen und sehen, wie ich mich durchschlage und ob ich's aushalten kann. Ja, das könnt' ich, — wenn ich bei der Bande eintreten darf, Tom."

„Gut also, Huck, das ist 'n Wort! Und nun vorwärts, alter Kerl, will 'mal mit der Witwe reden, daß sie dich 'n bißchen mehr in Ruhe läßt."

„Willst du, Tom, willst du? Das ist schön von dir. Wenn die 'n bißchen weniger streng sein will, dann will ich dafür nur noch heimlich rauchen und fluchen und mich wohl oder übel durchdrücken oder platzen. Aber bis wann willst du denn die Bande auftun und Räuber werden?"

„Ei gleich! Wollen nur erst die Jungens zusammentrommeln, dann kann die Einschwörung gleich heut' Nacht vor sich gehen."

„Die — was?"

„Die Einschwörung."

„Was ist denn das?"

„Ei, da schwört man, daß man zusammen stehen und fallen wolle und niemals die Geheimnisse der Bande verraten, und sollte man auch in Stücke zerrissen werden; daß man jeden umbringen wolle samt seiner ganzen Familie, der irgend einem der Bande 'was zu leide tut."

„Das ist lustig, Tom, arg lustig, sag' ich dir."

„Ja, das ist's. Und der ganze Schwur muß um Mitternacht geschehen, am einsamsten, schauerlichsten Ort, den man finden kann, — in einem Haus, wo's spukt, wär's am besten, aber die sind jetzt alle abgebrochen."

„Um Mitternacht ist gut, Tom, — irgendwo."

„Ja, das ist wahr. Und man muß über einem Sarge schwören und alles mit Blut unterzeichnen."

„Das klingt doch nach etwas! Weiß Gott, das ist millionenmal besser, als Seeräuber sein. Ich will mich an die Witwe kleben, bis ich schwarz werd', Tom, und wenn ich 'mal so 'n richtiger Hauptkerl von 'nem vornehmen Räuber bin, Tom, und alle Welt von mir redet, dann wird sie wohl, denk' ich, sich auch freuen und stolz sein, daß sie mich aus dem Sumpf gezogen hat!"

Schlußwort.

So endet denn diese Chronik. Da es nur die Geschichte eines Knaben ist, so muß sie hier enden; ließe sie sich doch nicht viel weiter fortspinnen, ohne zur Geschichte eines Mannes zu werden. Wer einen Roman über erwachsene Leute schreibt, weiß ganz genau, wo er aufzuhören hat, nämlich — bei der Heirat. Wer aber von Kindern und sehr jugendlichen Helden erzählt, der muß eben aufhören, wo es sich am besten fügt.

▫▫ Bunte Chronik ▫▫

* **Was kosten fremdländische Tiere?** Gegenwärtig ist eine außerordentliche Hausse in fremdländischen Tieren zu verzeichnen. Das ist vornehmlich darauf zurückzuführen, daß die Tierbestände aller europäischen Zoologischen Gärten während des Krieges und in der Nachkriegszeit erheblich vermindert wurden und daß namentlich in Deutschland der Bestand der meisten Tiergärten zum großen Teile eingegangen ist. Diese Tiergärten gehen jetzt mit Eifer daran, sich Ersatz zu verschaffen, so daß eine starke Nachfrage nach fremden Tieren herrscht. Wie überall, so gilt auch auf dem Tiermarkt das Gesetz: Je stärker die Nachfrage, desto höher die Preise. Ein einhöckeriges Kamel z. B. kostet gegenwärtig 1000 Reichsmark, ein zweihöckeriges 2000 Goldmark. Nicht daß der zweite Höcker so viel mehr wert wäre; die zweihöckertgen Kamele sind in der Gefangenschaft viel schwerer durchzubringen, so daß das Risiko der Händler hier ein viel größeres ist. Eine einigermaßen ansehnliche Giraffe kostet etwa 20 000 Reichsmark. Ein Elefantenweibchen kostet 120 000 Reichsmark. Da indes die meisten Tiergärten auch heute noch mit großen Geldschwierigkeiten zu kämpfen haben, werden die Tierbestände zum großen Teil auf dem Tauschwege ergänzt. Die einzelnen Tiergärten haben untereinander ein ausgedehntes Tauschsystem eingerichtet, indem Tiere, die in den einen Gärten in mehrfacher Zahl vorhanden sind, abgegeben und gegen Tiere der anderen Gärten eingetauscht werden.

* **Aus der Frühzeit der Zigarren.** Die älteste Nachricht über die „Tabakrollen", oder Zigarren, finden wir in der Anno 1555 erschienenen „Geschichte Nicaraguas". Es dürfte wohl Interesse erwecken, was der Verfasser des Geschichtswerkes — Don Gonzaleo Fernandez de Oviedo y Valdez — über die „gerollten Krautblätter", die sich allmählich die Welt eroberten, zu berichten weiß. Der spanische Geschichtsschreiber äußerte sich — laut einer deutschen Übersetzung seines Werkes aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts — wie folgt: „Die Indianers (sic!) berauschen sich bey ihren Zusammenkünften gern in Chicha, einem starken, säuerlichen aus Mais bereiteten Branntwein. Dieser hat das Aussehen von Hüner-Brüh, in welche Eyer geschlagen worden sind." — — „Wenn sie nun zu trinken angefangen haben, nimmt der Kazike eyn Päckchen Kraut-Blätters, etwan sechs Zoll lang, undt so dick, wie ein Mannesfinger. Diese Blätters sind zusammen gerollt undt mit eynem Fahden umbwickelt. Auf den Anbau des Krauhtes wirdt große Sorgfalt geleget; undt aus ihm werden Rollen verfertiget, welche die Indianers an eynem Ende anzünden, das andere stecken sie in ihr Maul (sic!), ziehen den Rauch eyn, behalten ihn eine Zeit lang bey und pusten und stoßen ihn alsdann weithin auß dem Maule, oder auch auß den Nasenlöchern von sich. Diese Rollen brennen langsam eynen gantzen Tag. (!) Jeder Indianer hat derogleichen, welche sie Inpoquette nennen, auf Hispaniola heißen sie Tobaco."

▫▫ Lustige Rundschau ▫▫

* **Kindermund.** Musikdirektors Gretel und Schlächtermeisters Elli spielen „Telephonieren". Gretel bestellt zum nächsten Morgen ein Ständchen. — „Das können Sie kriegen," telephoniert Elli zurück. „Wollen Sie es mit oder ohne Knochen?"

Die kleine Friedel hat Besuch von mehreren kleinen Mädchen. Darunter ist auch die kleine saubere Anna der Portiersleute. Es gibt Schokolade mit Schlagsahne. Anna rührt ihre Tasse nicht an und sieht entsetzt den Kindern zu, die es sich alle sehr gut schmecken lassen. Als man ihr ein anderes Getränk anbietet, sagt sie: „Ja, ja, alles trinke ich, nur nicht sowas, womit mein Vater sich rasiert."

*

* **Der Berliner und der Sachse.** In einer Leipziger Konditorei sitzen zwei Herren am selben Tisch. „Was die Sachsen aber doch schönes Porzellan haben," sagt der Berliner, „da sieht man die Bliehmchen durch den Kaffee, so 'ne Kanne möcht' ich mir am liebsten mitnehmen." — Der Sachse: „Da nehmen Sie auch gleich das Milchkännchen mit. So 'ne kleine Schnauze haben Sie in ganz Berlin nich."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg